

INFO-DOSSIER

// tier-im-fokus.ch //



Exotische Heintiere



Inhaltsverzeichnis

3	Weltweiter Handel mit Exoten
4	Wilde Nachzucht
4	Fünf Papageien für einen im Käfig
5	Im Namen der Nachhaltigkeit?
6	Von der Wildnis ins Wohnzimmer, oder: der Gecko per Klick
7	Ein Land von Fachleuten?
8	Zuletzt: In der Fremde ausgesetzt
9	Zusammenfassung
9	Fussnoten
9	Quellen

IMPRESSUM

Info-Dossier Nr. 27/2009 **EXOTISCHE HEIMTIERE**

Herausgeberschaft: tier-im-fokus.ch // **Adresse:** tier-im-fokus.ch,
Postfach 8545, CH-3001 Bern, www.tier-im-fokus.ch, info@tier-im-fokus.ch // **Konto:** PC-Konto 30-37815-2 // **Text & Copyright:** 2009
tier-im-fokus.ch // **Bilder Titelblatt:** © Steffen Malinowski

Exotische Heimtiere

Katzen, Hunde und Meerschweinchen haben alle, aber einen Papagei, einen Gecko, eine Vogelspinne, eine Klapperschlange? Oder ein Gürteltier?

Das Interesse von Privatpersonen an exotischen Tieren nimmt stetig zu. Und mit ihm der Handel. Der Grossteil der „Ware“ stammt nach wie vor aus sogenannten Wildfängen; die Tiere werden aus ihren Lebensräumen gerissen und später auf Börsen oder übers Internet verschachert. Doch verliert das Exotische bei gewissen HalterInnen offenbar rasch an Reiz. Viele der Tiere sind häufig krank, sie kosten Geld, nehmen zuviel Platz ein oder werden gefährlich. Dass sie daraufhin „entsorgt“ oder ausgesetzt werden, wirft unweigerlich die Frage auf: Was hat ein Gecko im Wohnzimmer verloren?

WELTWEITER HANDEL MIT EXOTEN

Verlässliche Zahlen über den Handel mit exotischen (Heim-)Tieren existieren kaum. Grundsätzlich werden jene Tiere erfasst, die im Washingtoner Artenschutzübereinkommen (WA oder CITES) aufgeführt sind. Dieses Abkommen trat 1973 in Kraft und wurde inzwischen von mehr als 170 Staaten unterzeichnet. Es soll den grenzüberschreitenden Handel mit seltenen, gefährdeten oder bedrohten Tier- und Pflanzenarten regeln: Im Anhang I des Abkommens sind unmittelbar bedrohte Tierarten aufgeführt; ihre Ein- und Ausfuhr ist verboten oder zumindest stark eingeschränkt (z.B. bestimmte Affenarten, Tiger, Leoparden, Krokodile, gewisse Papageienarten). Anhang II listet schutzbedürftige Arten auf; ihre Ein- und Ausfuhr benötigt eine Bewilligung des Bestimmungslandes sowie eine Exporterlaubnis des Herkunftslandes (z.B. alle Affen- und Papageienarten,

sämtliche Landschildkröten und Riesenschlangen). Anhang III schliesslich umfasst jene Arten, für die in den einzelnen Ländern besondere Bestimmungen gelten.

Mit Hilfe des WA, das seit 1997 in der Europäischen Union durch die EU-Artenschutzverordnung umgesetzt wird, konnte der weltweite Handel mit gefährdeten Tierarten (sowie ihrer Produkte) eingeschränkt werden. Eine Garantie bietet das Abkommen aber nicht. So wurde zwischen 1994 und 2003 weltweit mit über 10 Millionen Wildvögeln gehandelt, die alle im WA aufgelistet sind. Dabei stellten die EU mit einem Anteil von 87% oder 8.8 Millionen Vögeln den weitaus grössten Absatzmarkt dar (vgl. Pro Wildlife 2005, S. 4). [1] Tatsächlich betrifft rund ein Drittel des internationalen Tierhandels Arten, die unter dem Schutz des WA stehen und mit denen entweder gar nicht oder nur mit einer entsprechenden Ausfuhrbewilligung gehandelt werden darf (vgl. Bolliger et al. 2008, S. 173).



Dass es nur wenig zuverlässige Daten gibt, hat auch damit zu tun, dass viele Arten, die international angeboten werden, nicht geschützt sind. Der Handel mit ihnen wird häufig nur gering überwacht. Im Jahre 2006 wurden in Deutschland vom Zoll in Zusammenarbeit mit dem Bundesamt für Naturschutz (BfN) 93.000 gerade mal exotische Tiere kontrolliert (vgl. Strehlow 2009); in der Schweiz waren es 2003 rund 31.000 (vgl. Brunner 2006). Hingegen sollen allein über den Frankfurter Flughafen pro Jahr rund eine Million Reptilien, Amphibien, Spinnen und Skorpione importiert werden – weitere Millionen von Zierfischen und mehrere zehntausend Säugetiere nicht einberechnet (vgl. Pro Wildlife 2008). Das ist offensichtlich

ein lukratives Geschäft: Gemäss WWF Deutschland umfasst nur schon der Handel mit marinen Zierfischen einen jährlichen Umsatz von 200 Millionen Euro (vgl. WWF 2003). Insgesamt beläuft sich der weltweite „Exotenhandel“ auf 5 bis 8 Milliarden Euro pro Jahr (vgl. Brunner 2006).

WILDE NACHZUCHT

Gerade bei ungeschützten Tierarten ist der Anteil an sogenannten „Wildfängen“ hoch, da Zuchttiere in der Regel teurer sind. So stammen selbst Papageien grösstenteils immer noch aus der freien Wildbahn, obschon sie mittlerweile rege nachgezüchtet werden. Zwischen 1994 und 2003 wurden allein nach Deutschland an die 90.000 Papageien eingeführt, davon waren 87% Wildfänge (vgl. Pro Wildlife 2005, S. 5).

Auf der anderen Seite gibt es vereinzelt Einfuhrverbote oder Weigerungen von Fluglinien, Wildtiere zu transportieren (s.u.). Dies wiederum veranlasst gewisse HändlerInnen im Ursprungsland, Wildtiere in Zuchttiere umzudeklariieren, da es z.B. in der EU für den Handel mit nachgezüchteten Tieren Ausnahmeregelungen gibt. Die „Umwandlung“ von Wild- in Zuchttiere betrifft im Übrigen auch Arten, die durch das WA geschützt sind. So sollen in Indonesien jährlich rund 15.000 streng geschützte Papageien wie Edelpapageien, Allfarbenloris oder Weisshaubenkakadus illegal gefangen und als sogenannte „Nachzuchten“ nach Europa verkauft werden (vgl. Pro Fauna Indonesia 2002). Allerdings ist es in der Praxis nicht immer leicht, tatsächlich gezüchtete Tiere von Wildfängen zu unterscheiden.

Um Handelsverbote von Export- oder Importländern zu umgehen, werden die Tiere häufig zwischen Nachbarländern geschmuggelt. So werden beispielsweise Graupapageien aus dem Senegal nach Holland verkauft, obschon es diese Tiere im Senegal nachweislich nicht gibt – wohl aber in der benachbarten Elfenbeinküste, in Sierra Leone, Liberia und im Südosten von Guinea. Ein gravierendes Problem stellen dabei nach Angaben der Organisation Pro Wildlife die bewusst mangelhaften Kontrollen dar. Offenbar ist Korruption in vielen Anbieterländern an der Tagesordnung, was dazu führt, dass leichtfertig Händlerlizenzen und Exportgenehmigungen erteilt

werden. So wurden in Deutschland in der ersten Hälfte des Jahres 2008 über 20.000 Beschlagnahmen illegal gehandelter Wildtiere vermeldet; das waren doppelt so viele wie im Jahr zuvor.

In diesem Zusammenhang wird mitunter die These vertreten, dass Handelsverbote den Schwarzmarkt womöglich eher fördern könnten (vgl. Bolliger et al. 2008, S. 173). Dem stehen aber beispielsweise Studien zum Papageienhandel in Südamerika gegenüber, die belegen, dass mit dem Verbot des legalen Handels auch der illegale Handel zurückgeht, da die Handelswege grundsätzlich dieselben sind (vgl. RSPB 2006; Pro Wildlife 2008).

FÜNF PAPAGEIEN FÜR EINEN IM KÄFIG

Selbst wenn Angaben über die Importzahlen exotischer Heimtiere vorliegen, sagen sie doch nur wenig darüber aus, wieviele Tiere tatsächlich ihrem angestammten Lebensraum entrissen werden. Der Grund ist dieser: Der Weg vom Fang bis in den Käfig oder das Terrarium von TierhalterInnen führt über zahlreiche Stationen, er dauert oftmals mehrere Wochen oder gar Monate und bedeutet für viele Tiere den sicheren Tod.

So zeigen Studien der WA-Behörden, dass für zahlreiche Arten mit einer Sterblichkeitsrate von wenigstens 50% gerechnet werden muss – und zwar noch vor ihrer Ankunft im Exportland (vgl. WA-Einfuhrstatistik 2005). Diese sogenannte „Präexport-Mortalität“ ist auf höchst fragwürdige Fangmethoden zurückzuführen, bei denen Tiere häufig verletzt werden, ferner auf schlechte Bedingungen während der Inlandtransporte sowie auf eine unsachgemässe Unterbringung und Ernährung der Tiere.

Konkret liegen Berichte vor, wonach etwa 50% der Chamäleons aus Madagaskar bereits beim Exporteur sterben. Im Falle von Blaukopf-Schmetterlingsfinken aus Tansania sind es 80% und bei Graupapageien aus Nigeria rund 60% (vgl. Pro Wildlife 2008; 2005, S. 10; McGowan 2001). Nimmt man eine durchschnittliche Mortalität von 50% an und stützt man sich auf die offizielle Statistik des WA, derzufolge zwischen 1994 und 2003 weltweit über 320.000 wilde Graupapageien gehandelt wurden, so

ergibt das für diesen Zeitraum eine Zahl von wenigstens 640.000 Tieren, die eingefangen wurden.

Bei Zierfischen variieren die Angaben zur Sterblichkeit teilweise beträchtlich; das Spektrum reicht von 6% bis 80% (vgl. Weber 2001; Ploeg 2007). Die meisten Studien setzen die Präexport-Mortalität allerdings bei 30-50% an. Auch hier besteht eine der Ursachen in den Fangmethoden. Viele der gefragten Zierfische sind Riffbewohner. Um sie aus den Höhlen zu holen, werden oft Korallenstöcke aufgebrochen und damit unwiderruflich beschädigt (vgl. WWF 2003). Eine andere Fangmethode besteht im Einsatz von Natriumcyanid (Blausäuresalz) oder ähnlichen Giften. Auf diese Weise werden die Tiere betäubt und lassen sich an der Wasseroberfläche einfacher einsammeln. Allerdings sterben viele Fische durch das Gift oder sind derart geschwächt, dass sie den weiteren Transport in Plastikbeuteln nicht überleben (vgl. Wabnitz et al. 2003).

Obschon etliche Länder Cyanid inzwischen verboten haben, ist diese Fangmethode aufgrund mangelnder Kontrollen in gewissen Anbieterländern nach wie vor üblich (vgl. WWF 2003, S. 2). Mehr noch als im Falle der Wildvögel und Reptilien, handelt es sich hier um eine höchst unselektive Fangmethode. Mit anderen Worten sind davon auch Organismen betroffen, die nicht für den Handel bestimmt bzw. freigegeben sind (vgl. WWF 2003; Pro Wildlife 2005, S. 10).

Erhöht wird die Sterblichkeitsrate zudem durch den internationalen Transport (sogenannte „Transportmortalität“). Er erfolgt meistens per Flug und ist aufgrund der relativ kurzen Transportzeiten vergleichsweise niedrig. Obschon die Internationale Luftfahrtorganisation (IATA) Richtlinien für den Tiertransport erlassen hat, kommt es gleichwohl immer wieder zu Zwischenfällen. So starben im Dezember 1999 bei einem Transport aus Surinam nach Maastricht (NL) 500 Reptilien und Amphibien, nachdem die Temperatur im Frachtraum auf 4°C gesunken war; im Jahr darauf starben bei einem Transitflug aus Ghana nach Miami 96% der verfrachteten Chamäleons, 10% der Schildkröten und 25% der Skorpione, weil sie in zu kleine Kisten verpackt waren, und im Jahre 2003 überlebten zahlreiche bedrohte Wildtiere, die für den Zoo Zürich bestimmt waren,

den Flug aus Madagaskar nicht. Bereits 2001 zogen die Lufthansa Cargo AG sowie die niederländische Fluglinie KLM hieraus Konsequenzen und verkündeten den weitgehenden Ausstieg aus dem Wildtiertransport (vgl. Pro Wildlife 2001, S. 7).



Transportgerecht verpackt: Vogelspinne in Tüte

IM NAMEN DER NACHHALTIGKEIT?

Mitunter wird die Einfuhr exotischer Tier als „nachhaltige Nutzung natürlicher Ressourcen“ gerechtfertigt. Nach Einschätzung vieler ExpertInnen handelt es sich dabei allerdings um ein eher fadenscheiniges Argument.

Ein grundsätzliches Problem besteht nämlich darin, dass Artenschutzbestimmungen zwar den Handel regulieren können, jedoch die Tiere in ihren natürlichen Lebensräumen nicht zu schützen vermögen. In der Regel begrenzen die Handelsquoten (sofern es solche gibt) bloss den Bestand der zu exportierenden, nicht aber die Zahl der tatsächlich gefangenen Tiere, die infolge der Präexport-Mortabilität ungleich höher liegt (s.o.). Ferner fehlt es in den Anbieterländern oft an seriösen wissenschaftlichen Untersuchungen über die Populationsgrösse der betroffenen Tierarten, auf die man sich bei der Festlegung der Handelsquoten stützen könnte (vgl. Birdlife 2004).

Hingegen ist belegt, dass eine Reihe von Tierarten durch den „Exotenhandel“ bereits ausgerottet oder zumindest arg dezimiert wurden. Beispiele dafür sind Pfeilgiftfrösche aus Lateinamerika, Chamäleons und Plattschwanzgeckos aus Madagaskar oder der Spix-Ara (*Cyanopsitta spixii*), der ursprüng-

lich aus Brasilien stammte und inzwischen ausgestorben ist.

Auch die Behauptung gewisser BesitzerInnen, wonach die Privathaltung von Exoten eine Art von Artenschutzmassnahme darstelle, vermag nicht zu überzeugen. Sofern es sich bei diesen Tieren um „Wildfänge“ handelt, stellt die private Nachfrage nicht die Lösung, sondern eine Ursache des Problems dar. Und sollte es sich dabei tatsächlich um „Nachzuchten“ handeln, sind sie für eine Auswilderung häufig ungeeignet, da sie infolge von „Zuchtdefekten“ in der Natur gar nicht überlebensfähig wären (vgl. Pro Wildlife 2008).

Ähnlich fragwürdig ist die These, dass der Handel mit exotischen Tieren als Entwicklungshilfe zu verstehen sei, da die Anbieterländer auf den Export von Wildtieren angewiesen seien. Richtig ist, dass viele der gefragten Tierarten aus Entwicklungs- oder Schwellenländern in Lateinamerika, Südostasien oder Afrika stammen. Den verfügbaren Studien zufolge erhalten die Leute vor Ort allerdings bloss einen Bruchteil der Erlöse aus dem Handel mit exotischen Tieren (vgl. Pro Wildlife 2005, S. 12). So verdienen VogelfängerInnen in Tansania einige Cent pro Tier; zudem üben sie diese Tätigkeit in der Regel nur nebenher und zu bestimmten Jahreszeiten aus. Auch am Staat fliessen rund vier Fünftel der Exporterlöse vorbei und können daher nicht – wie das in der Theorie vorgesehen wäre – in den Naturschutz oder in effizientere Kontrollmassnahmen investiert werden. Vor diesem Hintergrund kommen diverse Organisationen zum Schluss, dass die Erlöse aus dem Wildtierhandel für die Volkswirtschaft vieler Anbieterländer zu vernachlässigen seien und Importverbote ökonomisch gesehen somit kaum Konsequenzen hätten (z.B. Hummel 1997; Pro Wildlife 2005, S. 12).

VON DER WILDNIS INS WOHNZIMMER, ODER: DER GECKO PER KLICK

Allen problematischen Auswirkungen des Handels mit Wildtieren zum Trotz: das Interesse an den Exoten hält unvermindert an. Entsprechend gross ist das Angebot, das nicht bloss in Zoohandlungen, sondern auch auf Tierbörsen, Ausstellungen und vermehrt im

Internet zu finden ist: Kurzkopf-Gleithörnchenbeutler für 130 Euro das Stück, ein Kugelgürteltier für 475 Euro, eine Bengalkatze für 1000 Euro, eine Angola-Zwergmeerkatze für 2000 Euro (vgl. Bethge 2003).

Die HändlerInnen unterliegen je nach Land unterschiedlichen Bestimmungen. In Deutschland z.B. gibt es für Zoofachgeschäfte den Zentralverband Zoologischer Fachbetriebe (ZZF); die dort angeschlossenen Geschäfte verpflichten sich freiwillig, nur solche Tiere anzubieten, deren Ansprüche von Privatpersonen auch wirklich erfüllt werden können. Das betrifft insbesondere fremdländische Tiere. Konkret werden in ZZF-Betrieben keine Landraubtiere (z.B. Frettchen), Giftschlangen, Grosskatzen und Kleinbären gehandelt (vgl. ZZF 2008). Das Pendant in der Schweiz ist der Verband Zoologischer Fachgeschäfte (VZF); er schreibt nebst anderem vor, dass Wildvögel aus Schweizer Nachzuchten stammen müssen (vgl. Bolliger et al. 2008, S. 169).



Tierbörse: Spinnen im Plastikbehälter à 25 Euro

Problematischer sind Kleintiermärkte oder Tierbörsen und hier insbesondere lokale Veranstaltungen, die in vielen Ländern keine Genehmigungspflicht erfordern (in der Schweiz hat sich dies mit der neuen Tierschutzgesetzgebung im September 2008 geändert). Zudem verfügen diese AnbieterInnen häufig weder über Diplome noch über Sachkundennachweise. Entsprechend kursieren immer wieder Gerüchte über höchst fragwürdige Bedingungen, unter denen Tiere auf solchen „Basaren“ angeboten werden, und in etlichen Fällen mussten sie leider bestätigt werden. Auch werden an solchen Veranstaltungen

gen immer wieder Tiere aus bedrohten Beständen „unter der Hand“ angeboten (vgl. Bethge 2003; Brunner 2006).

Weitgehend ohne sachkundige Beratung können exotische Tiere via Kleinanzeigen oder per Klick im Internet erworben werden. So bot ein einziger Online-Reptilienshop im Jahre 2007 über 40 Arten von Giftschlangen, sechs Arten Warane, sieben Skorpionarten und 20 Arten von Riesenschlangen an (vgl. Pro Wildlife 2008). Eine Untersuchung des International Fund for Animal Welfare (IFAW) von 2005 hatte gezeigt, dass im Zeitraum von lediglich 6 Tagen über 9.000 Wildtiere im Internet angeboten wurden, darunter Giraffen, junge Tiger, Gorillas und Schimpansen (vgl. IFAW 2005).

Hürden beim Erwerb exotischer Tiere scheint es in der Praxis also kaum zu geben. Auf dem Papier ist es freilich untersagt, Tiere zu halten, die durch das Washingtoner Artenschutzübereinkommen (WA) geschützt sind. Des Weiteren gibt es in bestimmten Ländern Beschränkungen hinsichtlich der Haltung von gefährlichen Tieren wild lebender Arten. In solchen Fällen entscheiden die Behörden, inwieweit es bedenklich ist, wenn sich Personen einen privaten Tierpark aus Giftschlangen, Echsen, Fröschen, Vogelspinnen oder Bären zulegen. [2]

In der Schweiz ist beispielsweise die Haltung von Riesenschlangen, Fischen über einem Meter Länge, grossen Leguanen und Giftschlangen bewilligungspflichtig (vgl. Bolliger et al. 2008, S. 79f.). Das gilt auch für viele deutsche Bundesländer, mit Ausnahme etwa von Hamburg, wo schätzungsweise in jedem vierten Haushalt exotische Tiere, darunter oft auch Vogelspinnen und Giftschlangen, gehalten werden (vgl. Strehlow 2009). In Hessen dagegen ist die private Haltung gefährlicher Exoten seit Oktober 2007 grundsätzlich verboten. Dort hat eine Erhebung des Tierbestandes ergeben, dass allein in der Region Rhein-Main/Südhessen 186 TierhalterInnen 2.515 gefährliche Wildtiere halten; das sind durchschnittlich 13.5 Tiere pro HalterIn. Darunter waren 870 Grubenottern (zu denen auch Klapperschlangen gehören), 552 echte Vipern, 268 Giftnattern, 54 Riesenschlangen, 473 Vogelspinnen, 119 Skorpione, 10 Schnapp- und Geierschildkröten, 49 Krokodile,

ein Ozelot, zwei Tiger und ein Puma (vgl. Pressemeldung Deutscher Tierschutzbund vom Mai 2008).

EIN LAND VON FACHLEUTEN?

Dass die Haltung exotischer Tiere äusserst anspruchsvoll ist, wird von niemandem ernsthaft bestritten. Hingegen kommen immer wieder Zweifel auf, ob unter AnbieterInnen und HalterInnen das nötige Fachwissen vorhanden ist.

Zwar fordern die Zentralverbände von Zoologischen Fachbetrieben vergleichsweise hohe Standards und erteilen an Fachgeschäfte Gütesiegel. Dennoch konnten Untersuchungen wiederholt eine mangelnde Qualifikation des Personals im Zoofachhandel nachweisen (z.B. Freyer & Altherr o.J.). Da viele exotische Tiere aus anderen Klimazonen stammen, bedarf es tatsächlich einer ausgesprochen fundierten Kenntnis bezüglich Temperatur, Luftfeuchtigkeit, Licht, Frischluft und Ernährung. Werden Tiere an Börsen, über Kleinanzeigen oder per Internet erworben (was vermehrt der Fall ist), bleibt eine sachkundige Beratung weitgehend aus. Demzufolge sind die HalterInnen auf eigene Recherchen angewiesen, die aber häufig sehr selektiv sind und zu unvollständigen oder gar falschen Erkenntnissen führen. Dass z.B. Leguane und Landschildkröten mit Katzenfutter ernährt werden können, trifft genauso wenig zu wie die (auf Foren wiederkehrende) Behauptung, dass der „Aktionsradius“ von Vogelspinnen oder Skorpionen unter natürlichen Bedingungen kaum grösser sei als in handelsüblichen Terrarien mit einer Grösse von 30x30x30 cm.

Mitunter sind die Haltungsansprüche exotischer Tiere derart hoch, dass sie nur unter erheblichem zeitlichem und finanziellem Aufwand eingelöst werden können. Schildkröten, Echsen und Schlangen benötigen beispielsweise UV-B-Strahlung mit einer Wellenlänge zwischen 280 und 320 Nanometern. Das allerdings bieten nur die wenigsten im Handel angebotenen Lampen. Fehlt den Tieren UV-B, kommt es zu gravierenden metabolischen Störungen des Knochen- und Panzerwachstums (metabolic bone disease). Der Gang zu TierärztInnen kann sich als zusätzliche Hürde erweisen. So gibt es in der Schweiz gegenwärtig gerade einmal 20 Personen,

die über das entsprechende Spezialwissen verfügen (vgl. Wirth 2007).

Tatsächlich ist die Sterblichkeitsrate exotischer Tiere nach der Einfuhr ins Abnehmerland hoch (sogenannte „Postimport-Mortalität“). Bei gewissen Tierarten handelt es sich dabei um Spätfolgen schlechter Transportbedingungen, bei anderen ist dieser Umstand auf eine suboptimale Unterbringung im Zoohandel zurückzuführen (vgl. Pro Wildlife 2001, S. 9f.). In vielen Fällen hat er jedoch damit zu tun, dass die Tiere von Privatpersonen falsch gehalten werden und deswegen ernsthaft erkranken. So haben Untersuchungen bei Reptilien ergeben, dass 51% der Tiere aufgrund von Haltingsfehlern und 10% aufgrund von falscher Ernährung sterben. Auszehrung, Skelettdeformationen, Parasiten- und Pilzkrankungen gehören zu den häufigsten Todesursachen (vgl. Schmidt 2008). [3] Gemäss Angaben von Pro Wildlife überleben z.B. bloss 10% der importierten Königsphrythons das erste Jahr in Gefangenschaft; dasselbe gilt für Wasserschildkröten (vgl. Pro Wildlife 2008; Bolliger et al. 2008, S. 134).



100x50x50 cm für 4 nachtaktive Steppenbewohner

Besonders drastisch ist die Lage bei Zierfischen, wo bis zu 80% der Erkrankungen auf falsche Haltung zurückgeführt werden. Gewisse Organisationen stellen fest, dass der Zierfischbestand in Privathaltungen statistisch gesehen viermal jährlich vollständig erneuert wird, was in Schweiz auf einen „Jahresverschleiss“ von 18 Millionen Tiere hinauslaufen würde, in Deutschland auf 320 Millionen (vgl. Bolliger et al. 2008, S. 138; Pro Wildlife 2001, S. 10).

Traurige Berühmtheit haben auch die als „Rupfer“ bekannten Graupapageien erlangt, die infolge zu kleiner Käfige, Reizarmut, Vereinsamung oder anhal-

tendem Stress massive Verhaltensstörungen aufweisen (vgl. Kummerfeld 1997; Bruer 2004). Dass Papageien hochgradig soziale Wesen sind und über beachtliche Intelligenz verfügen, ist inzwischen auch in populärwissenschaftlichen Büchern bequem nachzulesen.

ZULETZT: IN DER FREMDE AUSGESETZT

Am Anfang ist es der Nervenkitzel, der Reiz des Exotischen. Bald darauf kommt die Ernüchterung: Schildkröten, die im Ankauf einen Durchmesser eines Fünf-Franken Stücks aufweisen, wachsen auf eine Panzerlänge von 25 cm an und werden bei optimaler Haltung 60 Jahre alt; genauso alt können Papageien werden; Leguane erreichen eine Länge von 2 Metern und haben eine Lebenserwartung von 20 Jahren.

In der Tat ist ein Grossteil der HalterInnen exotischer Tiere früher oder später überfordert, wie auch die Diskussionen auf einschlägigen Internetforen zeigen. Dort ist von Tieren die Rede, die im Erwachsenenalter „plötzlich“ bissig werden, zu schwer oder zu kräftig. Auch wird der finanzielle Aufwand beklagt, der mit immer neuen Anschaffungen wie grösseren Käfigen oder Terrarien einhergeht. Als Folge werden die Exoten häufig den Zoos angeboten oder in Tierheime abgeschoben. Erstere können sie in der Regel nicht aufnehmen, letztere verfügen häufig nicht über die erforderlichen Einrichtungen (vgl. Brunner 2006; Rittner 2009).

Bisweilen werden die Tiere auch „entsorgt“ oder ausgesetzt. Da die meisten von ihnen aus den Tropen oder Subtropen stammen und auf spezialisierte Nahrung angewiesen sind, haben sie kaum eine Überlebenschance (vgl. Pro Wildlife 2008). Tiere aus gemässigten Klimazonen wie Ochsenfrösche oder Rotwangenschmuckschildkröten machen sich hingegen zunehmend auch in heimischen Regionen breit. Können sie sich etablieren, so werden diese „Neozoen“ (zu deutsch: „neue Lebewesen“) für die hiesigen Tierarten zu ernsthaften Konkurrenten um die wenigen verbliebenen Futterplätze (vgl. Kowarik 2003).

Um eine solche (wie sie im Fachjargon genannt wird) „Faunenverfälschung“ zu vermeiden, werden

mitunter Importverbote erlassen. So ist es z.B. in der EU seit 1997 verboten, die bereits erwähnte Rotwangenschmuckschildkröte (*Trachemys scripta elegans*) zu importieren. Hingegen dürfen immer noch beliebig viele Gelbwangenschmuckschildkröten (*Trachemys scripta scripta*) eingeführt werden, obschon sie mit den Rotwangenschmuckschildkröten nah verwandt sind und ähnliche Klimaansprüche haben (vgl. Trübl et al. 2007).

ZUSAMMENFASSUNG

Ob Papagei, Neonfisch, Leguan oder Vogelspinne: In vielen mitteleuropäischen Haushalten wimmelt es von fremdländischen Tieren, und die Nachfrage hält unvermindert an. Entsprechend boomt der Handel, der sich infolge unklarer Bestimmungen häufig in Grauzonen bewegt. Da viele der gefragten Tiere nach wie vor aus der freien Wildbahn stammen und sowohl die Fangmethoden wie auch der Transport hohe Sterblichkeitsraten verursachen, ist der Handel mit Exoten aus der Perspektive von Tier- und Artenschutz als äusserst problematisch einzustufen. Aber auch im Falle von „Nachzuchten“ sind es fast immer die Tiere, die auf der Verliererseite stehen. Der Umgang mit ihnen erweist sich als überaus anspruchsvoll, das anfänglich so reizvolle Hobby wird häufig zu einer Last: Tiere werden vernachlässigt, abgeschoben oder andersweitig entsorgt. Dass es sich dabei keineswegs um Ausnahmen handelt, mag indirekt die Einschätzung vieler ExpertInnen bestätigen: Eine artgerechte Haltung exotischer Heimtiere ist letztlich nicht möglich.

FUSSNOTEN

[1] Als 2005 in einer englischen Quarantänestation importierte Wildvögel an dem Vogelgrippe-Virus H5N1 erkrankten und starben, erliess die EU ein Handelsverbot; vgl. Brunner 2006. Man geht davon aus, dass in den letzten Jahren von weltweit 9.600 bekannten Vogelarten rund 3.000 gehandelt wurden; vgl. RSPB 2006.

[2] Einer der Gründe besteht darin, dass der Handel sowie die Haltung von Wildtieren für den Menschen ein gesundheitliches Risiko darstellen können. So tragen Schlangen, Schildkröten und Leguane häufig Salmonellen in sich (vgl. Robert-Koch-Institut 2000; De Jong et al. 2005; Hassl 2009). Auch sind verschiedene Vogelgrippeerreger sowie Chlamydien unter Wildvögeln weit ver-

breitet (vgl. Rietschel & Heckel 2008). Schliesslich sind in den USA auch Fälle von Affenpocken bekannt, die von Gambia-Hamsterratten eingeschleppt und über Präriede im Heimtierhandel weiter verbreitet wurden (vgl. Pro Wildlife 2008).

[3] Der von ÄrztInnen oft diagnostizierte Parasitenbefall bei Reptilien wird häufig durch lebende Futtertiere eingeschleppt. Aus diesem Grund wird vermehrt die „Totfütterung“ empfohlen. Allerdings sind z.B. tiefgefrorene (Baby-)Mäuse meist teurer als lebendige, die privat nachgezogen werden (vgl. Wirth 2007). In der Schweiz ist im Übrigen die Fütterung mit lebenden Tieren verboten, mit Ausnahme von Wildtieren, deren Ernährung mit toten Tieren oder anderem Futter nicht sichergestellt werden kann; vgl. Bolliger et al. 2008, S. 77.

QUELLEN

- Bethge, P. (2003), Flohmarkt der wilden Tiere, in: Der Spiegel 44/2003.
- Birdlife (2004), State of the World's Birds, www.birdlife.org.
- Bolliger, G. et al. (2008), Tier im Recht Transparent, Zürich.
- Bruer, B. (2004), Federrupfen bei Papageien, in: WA-Magazin 3-5/2004.
- Brunner, M. (2006), Wildwuchs im Wildtierhandel, in: Online Reports vom 11. August 2006.
- De Jong, B. et al. (2005), Effect of Regulation and Education on Reptile-Associated Salmonellosis, in: Emerg. Infect. Dis. 11/2005.
- Freyer, D. & Altherr, S. (o.J.), Zoogeschäfte: Wildtiere im Ausverkauf, Pro Wildlife, München.
- Hassl, A. R. (2009), Exotische Haustiere als Zoonosequellen, in: Parasitologische Fachgespräche 2009.
- Hummel, M. E. (1997), Ökonomische Analyse des Papageienhandels am Beispiel Deutschlands, in: Papageienkunde 2/1997.
- IFAW (2005), Caught in the Web: Wildlife Trade on the Internet, International Fund of Animal Welfare (IFAW), London.
- Kummerfeld, N. (1997), Ziervögel, in: Das grosse Buch vom Tiererschutz, hrsg. H. H. Sambras & A. Steiger, Stuttgart.
- Kowarik, I. (2003), Biologische Invasoren: Neophyten und Neozoen in Mitteleuropa, Stuttgart.
- McGowan, P. (2001), Status, Management und Conservation of the African Grey Parrot *Psittacus erithacus* in Nigeria, Bericht für das CITES-Sekretariat, Genf.
- Ploeg, A. (2007), Facts on Mortality with Shipment of Ornamental Fish, in: International Transport of Fish in the Ornamental Aquatic Industry, ed. S. A. Fossa et al., Niederlande.
- Pro Fauna Indonesia (2002), Flying Without Wings, Part 1: Investigation on Parrot Trade in Indonesia, Jawa Timur.
- Pro Wildlife (2001), Wildtiertransporte & Tierschutz – ein Paradoxon, München.
- Pro Wildlife (2005), Ein tödliches Geschäft: Die Bedrohung der Wildvögel durch die millionenfachen Importe in die EU, München.

- Pro Wildlife (2008), Wildnis im Wohnzimmer, München.
- Rietschel, W. & Heckel, J.-O. (2008), Zoonosen bei Zoo-, Wild- und exotischen Heimtieren, Zoologisch-botanischer Garten Wilhelma, Stuttgart.
- Rittner, M. (2009), Giftschlangen und Skorpione im Wohnzimmer, in: Berliner Woche vom Juni 2009.
- Robert-Koch-Institut (2000), Reptilien als Haustiere: Gefahr der Salmonella-Infektion, in: Epidemiologisches Bulletin 21/2000.
- RSPB (2006), Hintergrund-Information zum Handel mit Graupapageien, The Royal Society for the Protection of Birds (RSPB), Beds.
- Schmidt, V. (2008), Die Bedeutung von haltungs- und ernährungsbedingten Schäden bei Reptilien: eine retrospektive pathologische Studie, 4. Leipziger Tierärztekongress, Januar 2008.
- Strehlow, W. (2009), Exoten-Wahnsinn im Wohnzimmer, in: Hamburger Morgenpost vom 11. August 2009.
- Trübl, T. et al. (2007), Die Schmuckschildkrötenproblematik, in: Elaphe 15/2007.
- WA-Einfuhrstatistik (2005), UNEP-WCMC, Statistik Washingtoner Artenschutzabkommen (WA), Cambridge.
- Wabnitz, C. et al. (2003), From Ocean to Aquarium: The Global Trade in Marine Species, UNEP World Conservation Monitoring Centre.
- Weber, C. (2001), Zur Einfuhr von Zierfischen in die Schweiz, Bundesamt für Veterinärwesen (BVET), Oktober 2001, Bern.
- Wirth, M. (2007), Auch Schlangen haben Bauchweh, in: NZZ am Sonntag vom 29. April 2007.
- WWF (2003), Der Handel mit marinen Zierfischen, Hintergrundinformation WWF Deutschland, Frankfurt a. M.
- ZZF (2008), Häufig gestellte Fragen, Zentralverband Zoologischer Fachbetriebe Deutschland e. V (ZFF), www.zzf.de, Stand Juli 2008.

© 2009 tier-im-fokus.ch

Um Info-Material dieser Art zu erstellen, sind wir auf finanzielle Unterstützung angewiesen:

// tier-im-fokus.ch //
PC-Konto 30-37815-2
Vermerk: Info-Material